

Buchbesprechungen

Sehnsucht nach Weltanverwandlung

HARTMUT ROSA: **Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung**, Suhrkamp Verlag, Berlin 2016, 816 Seiten, 34,95 EUR

Vor über 2000 Jahren hat Aristoteles in seiner ›Nikomachischen Ethik‹ die Frage aufgeworfen, was den Menschen wahrhaft »glücklich« mache und worin ein »gutes Leben« bestehe. Hartmut Rosa greift diese Thematik im vorliegenden Buch auf und zeigt, wie aktuell diese Frage für die Gesellschaftstheorie ist. Die Frage nach den Kriterien eines »gelingenden Lebens« ist aus seiner Sicht geeignet, heilsame Wege der gesellschaftlichen Weiterentwicklung zu erschließen. Dies jedoch nur dann, wenn die Frage nach den Bedingungen des Glücks nicht nur privat gestellt, sondern zugleich in den Brennpunkt aller gesellschaftlichen Gestaltungsfragen versetzt wird. Sie ist das Verbindungsglied zwischen Individuum und Gesellschaft: »Es ist die Ausgangsthese dieses Buches, dass die Privatisierung der Frage nach dem guten Leben dazu geführt hat, dass jene Frage im gesellschaftlichen Diskurs nahezu tabuisiert wurde. Was ein gutes Leben ist, muss jeder für sich selbst entscheiden, lautet die Binsenweisheit, die zur Leitmaxime selbst der Erziehungsinstitutionen wurde.« Dadurch »verfügen wir [...] über kein Instrumentarium, das uns bestimmen hilft, welche sozialen Kontextbedingungen möglicherweise die Realisierung eines gelingenden Lebens untergraben könnten« (S. 19).

Im Anschluss an sein Buch ›Beschleunigung‹ aus dem Jahr 2005 betont Rosa, dass das Leben der heutigen Industriegesellschaften durch die Notwendigkeiten permanenter Beschleunigung und Profitsteigerung bestimmt sei. Er analysiert die dahinter stehende Struktur, »die ihre Ursache darin hat, dass sich die gesellschaftliche Formation der Moderne nur dynamisch stabilisieren kann. Das bedeutet, dass die moderne, kapitalistische Gesellschaft sich immerzu ausdehnen, dass sie wachsen und innovieren,

Produktion und Konsumtion steigern, Optionen und Anschlusschancen vermehren, kurz: dass sie sich beschleunigen und dynamisieren muss, um sich selbst kulturell und strukturell zu reproduzieren, um ihren formativen Status quo zu erhalten« (S. 13f.). Angesichts dieser scheinbar unüberwindbaren Sachzwänge habe sich das Streben nach einem gelingenden Leben bei den meisten Menschen ins Private verlagert. In einer Gesellschaft, deren Strukturen gegenüber der Frage nach dem guten Leben taub geworden sind, sei die Illusion entstanden, dass die schrankenlose Akkumulation von Ressourcen für unser privates Glück bereits der Inbegriff des Wohlergehens sei.

Wie könnte ein Kriterium für ein glückliches und gelingendes Leben aussehen, das unserem Menschsein entspricht und das auch die verhärteten sozialen Strukturen einzubeziehen vermag? Rosas Antwort auf diese Frage ist das Konzept der »Resonanz«. Dabei geht er zur Verdeutlichung dieses Kriteriums zunächst vom physikalischen Phänomen aus: Resonanz ist die Beziehung zwischen zwei schwingungsfähigen Körpern, bei der die Schwingung des einen Körpers die »Eigentätigkeit« des anderen anregt. Damit eine solche Beziehung entstehen kann, benötige man stets »ein resonanzfähiges Medium, bzw. einen entgegenkommenden Resonanzraum, der die beschriebenen Resonanzwirkungen zulässt, aber nicht erzwingt« (S. 284). Entscheidend sei, dass bei Resonanzverhältnissen ein wechselseitiges »Aufeinander-Antworten« erfolge und keine kausal erzwungene Beeinflussung mit vorhersagbarer Wirkung. Resonanz ist also kein bloßes Gefühl, sondern das Vermögen des Menschen, unter die Oberfläche der Welt zu dringen und seelisch mit dem Eigensinn der Dinge und Wesen in Be-

ziehung zu treten. Ob unser Leben gelingt, das ist die bemerkenswerte These dieses Buches, hängt primär von der Qualität unserer Weltbeziehung ab, das heißt von der Art und Weise, »in der wir als Subjekte Welt erfahren und in der wir zur Welt Stellung nehmen« (S. 19). Rosas Resonanzbegriff scheint mir letztlich im musikalischen Erleben begründet zu sein. Er selbst deutet dies an, wenn er schreibt: »An dieser Stelle möchte ich die (zugegebenermaßen spekulative) These vertreten, dass die eigentümliche Qualität der Musik darauf beruht, dass sie eine ganz spezifische Form der Weltbeziehung zu stiften in der Lage ist; eine solche nämlich, in der das Weltverhältnis als Ganzes spürbar und damit zugleich modulierbar und modifizierbar wird. In der Musik wird gewissermaßen die Beziehungsqualität an sich verhandelt. [...] Das Musik-Erleben hebt die Trennung zwischen Selbst und Welt auf, indem es sie gleichsam in reine Beziehung verwandelt« (S. 161f.).

Für Rosa ist ein gutes Leben »das Ergebnis einer Weltbeziehung, die durch die Etablierung und Erhaltung stabiler Resonanzachsen gekennzeichnet ist, welche es den Subjekten erlauben und ermöglichen, sich in einer antwortenden, entgegenkommenden Welt getragen oder sogar geborgen zu fühlen.« Rosa unterscheidet zwischen horizontalen, diagonalen und vertikalen Resonanzachsen, die insgesamt die eigentlich tragenden Kräfte des menschlichen Lebens ausmachen. Die horizontale Dimension umfasst die Beziehungen zu anderen Menschen, wie z.B. Freundschaften oder Intimbeziehungen, aber auch kollegiale oder politische Beziehungen. Diagonale Resonanzachsen bilden sich in Beziehung zu nichtmenschlichen Gegenständen, z.B. im Umgang mit dem Material bei handwerklichen Tätigkeiten. Vertikale Resonanzachsen bilden sich z.B. durch religiöse Beziehungen oder durch Beziehungen zu Natur und Geschichte. Hier wird das empfundene Gegenüber als über das Individuum hinausgehend erfahren. Besonders interessant finde ich Rosas Ausführungen über Politik als »zivilgesellschaftliche Resonanzzone«. Die durch die meisten Politiker der Gegenwart gestiftete Weltbeziehung sei eine »prädominant

stumme; es gehe in ihr darum, die eigenen Interessen (in Wahlkämpfen, Koalitionsbildungen, politischem Streit und lobbyistischer Einflussnahme) gegen konkurrierende durchzusetzen oder zu verteidigen« (S. 362). Zwischen Politik und sozialer Wirklichkeit herrsche »Resonanzverlust« bis hin zur Entfremdung. Ihrem Wesen nach jedoch sei es die Aufgabe der Politik, Resonanzräume zu schaffen, in denen die Probleme einer Gesellschaft seelisch berührbar und demokratisch verhandelbar werden.

Sehr fruchtbar erscheint mir auch Rosas Konzept von Schule. Nicht selten werde diese heute als Situation erlebt, »in der Lehrer, Schüler und ›Stoff‹ sich im Grunde nichts zu sagen haben, und mehr noch: in der sie sich gleichgültig oder aber ablehnend und feindlich gegenüberstehen« (S. 409). Demgegenüber skizziert Rosa den Bildungsprozess als einen »Resonanzraum«, bei dem es darum gehe, »in der wechselseitigen Durchdringung und Berührung von Selbst und Welt das ›Saitenspiel‹ der Seele in eine resonanzfähige ›Stimmung‹ zu bringen« (S. 411).

In seiner Rekonstruktion der Resonanzbedingungen der Moderne knüpft Rosa an die Zivilisationskritik von Max Weber, Karl Marx, Georg Lukács, Walter Benjamin, Georg Simmel, Theodor W. Adorno, Erich Fromm, Herbert Marcuse, Jürgen Habermas und Axel Honneth an. Er betont jedoch, dass, »die Moderne nicht einfach als Resonanzkatastrophe verstanden werden darf, sondern zugleich durch eine beispiellose Steigerung der Resonanzsensibilität gekennzeichnet ist« (S. 610). In der gesellschaftlichen Struktur herrsche die Entfremdung, doch im privaten Bereich habe die Sensibilität für Resonanz enorm zugenommen: »Der für die Moderne so charakteristische Prozess der Individualisierung, der dazu führt, dass sich individuelle Lebenslagen immer weiter ausdifferenzieren, so dass sich die Subjekte in Beruf und Bildung, politischen und ästhetischen und körperbezogenen Vorlieben etc. immer stärker unterscheiden, wird [...] kulturell motiviert durch das Versprechen, dass jeder seinen eigenen Resonanzort finden könne und dürfe« (S. 607). Der Bedrohung durch das Verstummen der verdinglichten Welt stehe »fast ebenbür-

tig ein Fundamentalversprechen, eine große Hoffnung gegenüber: die Verheißung einer singenden Welt, wie sie in Eichendorffs Wünschelrute wohl am knappsten und eindrücklichsten formuliert wurde« (S. 599). Wiederholt kommt Rosa auf Eichendorff, Novalis und die Romantik zu sprechen, in der das Resonanzbedürfnis des modernen Menschen sich besonders prägnant artikuliert habe.

Im letzten Teil des Buches schreibt Rosa auch über konkrete gesellschaftliche Reformvorschläge. Denn eine resonante Welt sei »ohne grundlegende institutionelle Reformen nicht denkbar« (S. 725). Diese lassen sich nicht durch eine »Top-down-Reform der formalen Institutionen herbeiführen, auch nicht durch eine Serie verknüpfter politischer Reformen« (S. 734). Es bedürfe einer »entgegenkommenden Umorientierung der alltäglichen Handlungspraktiken sozialer Akteure ›von unten‹«. Es gelte eine Postwachstumsgesellschaft jenseits des Modus dynamischer Stabilisierung hervorzubringen, »die jederzeit in der Lage ist, zu wachsen, zu beschleunigen oder Innovationen hervorzubringen, um den Status quo in eine bestimmte Richtung zu verändern (also etwa eine Knappheit oder ein auftretendes Problem zu überwinden), die aber nicht zur Steigerung gezwungen (oder verdammt) ist, um den institutionellen Status quo aufrechtzuerhalten und sich strukturell zu reproduzieren« (S. 727). Ein staatlich garantiertes, bedingungsloses Grundeinkom-

men könne die geeignete Brücke »zwischen einer notwendigen institutionellen Reform und einer Veränderung des kulturellen Daseinsmodus« bilden. Ein Grundeinkommen würde den Menschen die Existenzangst nehmen und dadurch die Sphäre der Arbeit in neuer Weise für die ihr eigenen Resonanzqualitäten öffnen.

In unserer Zeit, in der die »utopischen Energien« erschöpft zu sein scheinen (Jürgen Habermas), wagt Hartmut Rosa mit diesem Buch den groß angelegten Versuch, »eine spürbare, fühlbare Vision einer anderen Form der Weltbeziehung« (S. 736) auszuarbeiten. Er möchte der »namenlos gewordenen Sehnsucht« (S. 737) des Menschen nach Weltanverwandlung eine Stimme geben und trifft damit den Nerv unserer Epoche. Natürlich hat Rosas Ansatz auch Mängel, die mir aber angesichts dessen, was mit dem Buch gewollt wird, eher als zweitrangig erscheinen. Besonders bin ich darüber gestolpert, dass Rosa betont, es bedürfe »keiner substantialistischen Annahmen über das wahre Wesen der menschlichen Natur, um Aussagen über das Gelingen oder Misslingen des Lebens machen zu können« (S. 36). Ich frage mich, ob diese pragmatisch gewiss nachvollziehbare Einschränkung des Resonanzbegriffes auf die psychologisch-ästhetische Dimension wirklich hilfreich ist. Der magische Idealismus des Novalis jedenfalls, auf den sich Rosa gerne bezieht, hat an dieser Schwelle nicht Halt gemacht.

Ralf Gleide

Reise in Humboldts Gegenwart

PHILIP KOVCE: **Von Bologna nach Berlin und wieder zurück. Über die Verfassung der Universität. Eine Bildungsreise**, Metropolis Verlag, Marburg 2016, 124 Seiten, 14,80 EUR

Die Bildungsreise, die Philip Kovce (ab jetzt K. genannt) innerhalb der universitären Welt unternimmt, könnte als eine Reise in Wilhelm von Humboldts Gegenwart charakterisiert werden. Humboldts viel zu wenig bekanntes und dennoch oft – eben ignoranterweise – als unzeitgemäß abgestempeltes Bildungsideal kann nämlich als sinnstiftende Mitte dieser Schrift wahrgenommen werden. K. führt uns, durch

die Auswahl einiger gewichtiger Zitate (S. 25-38, 86f. und 95), zur Entdeckung dieses Ideals, nach dem authentische – das ist vom Staat nicht beschränkte, sondern selbstlos garantierte! – Freiheit von Forschung und Lehre eine Wissenschaft gebären sollte, die Charakter und Handeln so umbildet, dass das Individuum sich zu einer kreativen Persönlichkeit verwandeln kann. Humboldts Berlin wird somit zur

Mitte eines Reisens, das im mittelalterlichen Bologna – der ersten europäischen, durch die Ansprüche der Studierenden geprägten und gewohnheitsrechtlich gestalteten Universität – startet (S. 23ff.), um beim Bologna jenes 1999 abgeschlossenen Abkommens zu landen, das die universitäre Landschaft in Europa so radikal wie problematisch veränderte, weil es die Universität im Grunde nur ausgehend von politischen bzw. wirtschaftlichen Faktoren reformierte (S. 38-41). Die Reise wird durch eine konzise, jedoch sachgemäße Charakterisierung der Verfassungen begleitet, nach denen sich die heutige Universität gestaltet: Massenuniversität, Eliteuniversität, virtuelle Universität. Diese Verfassungen werden kritisch in ihren Möglichkeiten und Schwächen beleuchtet (S. 43-63), und so wird der Hintergrund für die Skizzierung der Szenarien gebildet, welche die finanzielle Zukunft der Universität prägen könnten: öffentliche Zukunft, private Zukunft und PPP(*public-private-partnership*)-Zukunft (S. 65-89).

K. bewegt während der ganzen Reise die Frage, wie es einer universitären Verfassung gelingen kann, »einen freiheitlichen Rahmen für das Ereignis des Denkens zu bilden«, somit »den humboldtschen Hochschulidealen Ausdruck« verleihend (S. 89; vgl. S. 95). K.s Ideal ist, *in summa*, eine »Erkenntnis als Ereignis«, »über die Wissensgesellschaft – hinaus« (S. 91), fern von »Evaluitis und Akkredititis«, sich »*im Denken* [kursiv von K.]« ereignend (S. 93): »*Wissen ist akademisierter Glaube, der die Verbindung zu seinem Ursprung verloren hat.* [kursiv von K.] Wissen denkt nicht. Wissen erkennt nicht. Wissen verändert nichts« (S. 94). Dieser akademisch legitimierte Glaube hat nichts mit dem Ursprung jenes Erkenntnisideals zu tun, das zum Wesen Europas gehört und in der Etymologie des Wortes »Wissen« – von der Wurzel -(v)id = Sehen – den eigenen Sinn offenbart: den Sinn eines autonomen Schauens, das zugleich Selbst- und Welterfahrung im verwandelnden Licht des Ich erwirkt. Die authentisch schöpferische, da authentisch individualisierte, ichhafte Wissenschaft, die Humboldt als Ideal wahrnahm, und die K. als erstrebenswert betrachtet, hatte eben diese Erfahrung als Sub-

stanz, nicht die dogmatische Akzeptanz von rein äußerlichen, das heißt rein quantitativen Kriterien wie diejenigen, die in den letzten fünfzehn Jahren die Universitäten immer mehr zu lächerlichen Fließbandbetrieben missgebildet haben, Forschende und Lehrende und Studierende in ein Reich der Unzufriedenheit verbannd. Die von Humboldt angestrebte, eminent qualitative Bildung war dagegen eine, die bei jedem/r Übenden zugleich Gestaltung der eigenen, einmaligen Selbstbiographie und wahrhaftige, da individualisierte Begegnung mit der Welt wurde: »Ich werde daher alles aufsuchen, was symbolisch in der Welt verhüllt liegt, und alles nach meinem inneren Maasstab, und auf den Zweck zusammenstimmender Bildung hinwirkend beurtheilen, aber dem Begriff einer Selbstbiographie treu, nur das Selbsterfahrene, und also immer nach voller äusserer und innerer Anschauung treu schildern« (Wilhelm von Humboldt: »Bruchstück einer Selbstbiographie«, in: »Werke«, Bd. V, S. 3).

Die Frage drängt: Was tun, damit die fruchtbaren Keime des humboldtschen Bildungsideals nicht definitiv erstickt werden?

Ich nehme in diesem Bereich die dringende Notwendigkeit wahr, eine Bewegung der kreativen Befreiung – Befreiung des Geisteslebens! – anzuregen, die dieselbe Dringlichkeit haben sollte wie diejenige, die sich in den Initiativen für das bedingungslose Grundeinkommen manifestiert. Denn es geht hier um die gleiche Radikalität der Verwandlung, nach denen jene Initiativen streben. Hier geht es nämlich nicht darum, Finanzierungs- oder Organisationsmodelle für die Universitäten auszuklügel, wenn die Universitäten, wie in den letzten Jahren auch in Europa immer mehr geschehen, im Netz der Akkreditierung gefangen werden oder bleiben. Akkreditierung ist an sich Hinderung der Freiheit, selbst wenn eine Universität sich dabei in freier Trägerschaft dünkt!

Akkreditierung ist das effizienteste Erpressungsmittel, das alle möglichen Instanzen benutzen, um in jedem Augenblick die absurdesten Voraussetzungen für das Üben einer geistigen Tätigkeit erzwingen zu können, die Welt der Bildung in einen planwirtschaftlichen Alb-

traum verwandelnd. Akkreditierung wird von derselben Mentalität geboren, die eine geniale Karikatur im bürokratisierten Staat von Alexander Sinowjews ›Gähnende Höhen‹ findet – egal ob dieser bürokratisierte Staat ein Nationalstaat oder die EU sein wird, seine geistlose, dumme Sprache wird immer an diejenige erinnern, die Sinowjew so wirksam inszenierte! Diese Sprache höre und lese ich in immer mehr nationalen und europäischen »wissenschaftlichen« Studien und politischen Richtlinien, die dem Bildungswesen die Wege der Reform zeigen möchten. Es ist dieselbe Sprache, die aus dem Mund derjenigen schallt, die immer mehr Akademisierung, akademische Titel und Zertifikate verlangen. Diese Sprache ist nicht die Sprache Humboldts und nicht die Sprache, die K. spre-

chen möchte. Und so möchte ich Philip Kovce fragen: Warum nicht eine Zukunft ohne Akkreditierungen und ohne rechtlichen Wert der akademischen Titel konsequent anstreben? Ein bisschen Zeit ist noch da. Bald könnte es zu spät sein, um der universitären Bildung bedeutende Räume zu schenken, in denen Erkenntnis als Ereignis imaginiert werden kann.

Dürfen unakkreditierte Anstalten bald nicht mehr als Hochschule oder Universität bezeichnet werden, weil diese Bezeichnungen immer mehr »rechtsgeschützt« werden? Das würde heißen, dass Hochschule und Universität zu einem Auslaufmodell missgebildet worden wären – und es wäre an der Zeit, für die schützende Hülle höherer Bildung neue Worte zu bilden.

Salvatore Lavecchia

Vordenker und Vorbereiter

ANDREAS MEYER: **Zwei Orientreisende auf der Suche nach dem wahren Selbst. Théophile Gautier und Gérard Nerval**, Aachen, Shaker Verlag 2016, 188 Seiten, 29,90 EUR

Im Nachruf auf Gérard Nerval erinnerte sich Théophile Gautier an ihre brüderliche Arbeit für die Zeitschrift ›Le Bien Public‹ und verglich sie dem Zwillingsspaar Castor und Pollux. Manchmal zeichneten sie gemeinsam ihre Artikel mit »GG« für Gautier-Gérard. Ihr Oeuvre ist von Themen durchzogen, die beide bewegten: von der Welt des Traumes, der Bedeutung der Seele, der Suche nach dem wahren Selbst, Seelenwanderung, Doppelgängertum. Es ist das Verlangen nach Spiritualität inmitten einer dem Materialistischen zugewandten Gesellschaft.

Der Autor – selbst Therapeut und wissenschaftlich tätig in breitgefächerten Publikationen auf dem Gebiet der Psychologie sowie der Kulturwissenschaft, insbesondere des späten 19. Jahrhunderts, des Dekadentismus und *fin de siècle* – stellt die beiden Autoren in einen größeren Zusammenhang und hebt insbesondere die wegbereitende Tätigkeit des Erzählers Gautier für die Moderne hervor. Das Buch ist angenehm zu lesen und sehr nützlich als Einführung in die oben genannten Probleme durch die Zusammenfassung der relevanten Textpartien, die

recht ausführlich wiedergegeben werden. Gelegentlich hätte der neugierige Leser sich noch weitere spezifisch psychologische Interpretationen vom Verfasser gewünscht.

Für Nerval, den erfolgreichen Übersetzer von Goethes ›Faust‹, war die Orientreise eine alternativlose Notwendigkeit, um seine Existenz gesellschaftlich und literarisch zu rehabilitieren. Griechenland als Ursprung der westlichen Kultur und als Sehnsuchtsland bescherte beiden Reisenden bei ihrer Erkundungsfahrt eine Desillusionierung, hatte aber doch für sie eine »therapeutische und verklärende Wirkung«, wie es Hugo von Hofmannsthal als allgemeine Erkenntnis für die Erfahrung der Orientreisenden formulierte. Beide Dichter hielten in ihrem Glauben an die ästhetische Idealwelt fest: der Orient wird »zur imaginierten Welt des ästhetischen Scheins im Sinne einer Kunstreligion«. In der Suche nach dem wahren Selbst kommt es zu einem Feindbild des Europäers, als Gegensatz zum »idealistisch-romantischen Orientbild«. Die freiheitliche, auf das Individuum konzentrierte griechische Kunst erfährt eine

Umwandlung. Nach der Orientreise beschäftigte Gautier sich mit dem Mysterienkult des Freimaurertums und des Illuminismus. Meyer zitiert Nietzsche, der den »Ästhetizismus als sinnstiftende Tätigkeit« betrachtete und der damit auch Gautiers *l'art pour l'art* als »Herrschaft über ein an sich geistloses und zweckloses Leben« hinstellte.

Meyer stellt darüber hinaus eine aufschlussreiche Perspektive her, die Gautier mit Nietzsche und diesen mit Freud verknüpft: Gautier thematisierte die Suche nach der Seele und dem Geist durch die Sinneswahrnehmung und

lieferte damit Grundbegriffe, die in seinem Todesjahr 1872 von Nietzsche mit seiner Kunstpsychologie in der »Geburt der Tragödie« aufgegriffen und wiederum in dessen Todesjahr von Freud in der Psychoanalyse fortgeführt wurden. Am Ende seines Buches geht der Verfasser sehr einleuchtend auf Oscar Wilde ein, der die emanzipatorische Rolle der Kunst betont, und den Ästhetizismus als eine *im Leben* sinnstiftende Kraft betrachtet. Gautier wird damit als Vordenker und Vorbereiter der literarischen Avantgarde um 1900 gedeutet.

Wolfgang Droste

Nuancierte Einblicke

SUSANNE SCHRÖTER: »**Gott näher als der eigenen Halsschlagader**« – **Fromme Muslime in Deutschland**, Campus Verlag, Frankfurt a.M. 2016, 402 Seiten, 34,95 EUR

In der emotionsbeladenen Debatte um den Islam hat seit der schon 1981 erschienenen »Islamischen Reise« von V. S. Naipaul kaum jemand sich die Mühe gemacht, die Glaubenspraxis von Muslimen kennenzulernen. Das hätte einen echten Dialog auf der Ebene menschlicher Begegnung erfordert, denn brauchbare Arbeiten zum Thema standen sonst nicht zur Verfügung. Das Buch von Susanne Schröter muss daher hochwillkommen sein.

Als ich den Titel las, stutzte ich zunächst. Im Koran warnt Gott den Menschen vor Verfehlungen, indem er sagt: »Ich weiß, was seine Seele ihm einzuflüstern sucht, denn ich bin ihm näher als seine Halsschlagader.« (Sure 50,16.) Kann man den Satz einfach umstellen, wie es der Titel – übrigens im Unterschied zum Vorwort – tut? Ich denke, wir müssen es als Ermahnung nehmen, und nicht als eine Art privilegierte Stellung der Muslime in der Nähe Gottes. Damit sind wir mitten in der Problematik, die wesentlich dadurch entstanden ist, dass sich Menschen anmaßen, für Gott zu handeln. Ich möchte den Blick vor allem auf den zweiten und dritten Teil des Buches richten; er beruht auf dem oben erwähnten echten Dialog, während der einleitende erste Teil für das eigentliche Anliegen eher entbehrlich ist.

Mit 15 Moscheen oder Gebetsräumen, in denen sich Muslime aus Bosnien, der Türkei, der arabischen Welt, Afghanistan, Pakistan und anderen Ländern versammeln, bilden Wiesbaden und sein Umland mit einem hohen und vielfältigen Migrantenanteil den idealen Hintergrund für das Bild, das sich hier vor uns auftut. Die Autorin und ihr Mitarbeiter Oliver Bertrand haben am Leben der Menschen teilgenommen und in zahllosen Gesprächen deren Glauben wahrgenommen und hinterfragt. Ein besonderes Interesse galt dabei den Mädchen und Jungen sowie ihren maßgeblichen Bezugspersonen, denn sie sind es ja, die die Entwicklung Deutschlands künftig stark mitgestalten werden. Sie äußern sich zum Teil mit großer Offenheit über ihre Lebens- und Glaubensfragen, ihre Äußerungen werden oft wörtlich wiedergegeben und dann erläutert oder in einen größeren Zusammenhang gestellt. Dem Leser kann dadurch der kulturelle Gegensatz bewusst werden zwischen der unmittelbar aus dem Lebensgefühl kommenden Sprache auf der einen Seite und dem distanzierten Stil der Wissenschaftler. Die Jugendlichen werden konfrontiert mit zwei schwer zu vereinbarenden Welten, und in den Gesprächen zeigt sich die Zerreißprobe der sie ausgesetzt sind.

In der Auffassung der meisten Deutschen ist Moslem gleich Moslem. Hier werden jedoch manch einen die großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Gemeinden überraschen. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Art, wie sie mit der Autorin kooperieren: von den völlig offenen Menschen der Süleymaniye-Gemeinde bis zu der Gemeinde des türkischen DITIB-Verbandes, bei dem alle Fragen erst der Zentrale in Köln zur Genehmigung vorgelegt werden sollten. Durchgehend stellt aber der Imam die zentrale Autorität dar. Er ist es, der die Texte interpretiert und mit seinen Predigten die Stimmung seiner Gemeinde prägt. Dazu müssen wir uns eine fundamentale Tatsache ins Gedächtnis rufen: Der Koran ist auf Arabisch geschrieben und dieser arabische Text wird als Gottes Wort genommen. Was in christlichen Kirchen für die hebräischen, aramäischen oder griechischen Urtexte einst ebenfalls galt, aber inzwischen nach unzähligen Übersetzungen nur noch als Floskel lebt, gilt im Islam mit dogmatischer Schärfe. So kommt es, dass z.B. in einer bosnischen oder türkischen Moschee der Text zwar auf Arabisch gelernt, aber nur vom Imam voll verstanden wird.

Ein von allen behandelten Glaubensrichtungen und wie auch von Schröter nicht hinterfragtes Thema ist da die bedingungslose Verehrung des Propheten Mohammed – uneingedenk seiner Warnung in Sure 18,110: »Siehe ich bin ein Sterblicher wie ihr. Mir wurde offenbart, dass euer Gott ein einziger Gott ist, und dass der Gottsucher gute Werke tun und niemanden der Verehrung seines Herrn beigesellen soll.« Diese Autorität Mohammeds erweitert den Koran um die »Sunna«, die Sammlung seiner mehr oder weniger verbürgten Aussprüche und Verhaltensweisen mit ihren teilweise fatalen Auswirkungen wie das Bilder- und Musikverbot.

Einer besonderen Thematik begegnet die Autorin bei den Sufis. Diese spirituelle Richtung ist schwer mit den übrigen Ausprägungen des Islam zu vergleichen. Sie hält sich zwar an die Grundvoraussetzungen, d.h. den Koran und die Autorität Mohammeds, ist aber darüber hinaus sehr viel persönlicher. Ihr Hauptanliegen ist ein Bemühen um moralische Vervollkommnung.

Dazu dienen Übungen wie der sogenannte Zikr, die Meditation und rhythmische Bewegung umfassen. Schon immer haben sich die Sufis gegenüber Andersgläubigen offen gezeigt, und so wird auch dem Forscherteam Zugang zu diesen Übungen gestattet.

Aus der reichen Fülle berichteter Episoden kann eine für die Kulturbegegnung besonders erhellend sein: Bei einer großen Veranstaltung der Ahmadiyya-Bewegung bemerkt die Autorin, dass keine der Frauen eine Uhr trägt. Auf Nachfrage zeigt sich: Zeit spielt keine Rolle, was zählt, ist die menschliche Begegnung. So haben es die Zuwanderer besonders schwer mit der Zeitstruktur und dem Pünktlichkeitsideal unserer Gesellschaft.

Über den eigentlichen Forschungsbericht hinaus weitet sich die Darstellung des Öfteren zu Exkursen – etwa bei den aufgeheizten Bürgerprotesten gegen die Einrichtung der Milli Görüs Moschee, oder der langen Erzählung über Husamuddin Meyer, der eine frühislamische Identität lebt, und als Gefängnisgefangener der Verhärtung des Islam entgegenzuwirken sucht, aber dennoch einer romantischen Mohammed-Verehrung anhängt. Schade, denn diese Erweiterungen lassen das Buch so umfangreich werden, dass der Blick auf das Kernproblem erschwert wird.

Befremdlich wirken innerhalb eines wissenschaftlich fundierten Buches die populärwissenschaftlich formulierten Untertitel, zumal sie nicht immer das wiedergeben, was dann zur Sprache kommt. Was erwartet man z.B. unter »Tulpen für die Ehefrau«, »Süßer Tee und Herzensbildung«, »Frauen wie Blumen behandeln«, oder »Innerer Frieden und eine keusche Ehefrau«? Das schafft einen geringschätzigen Ton, der sicher so nicht gewollt ist.

Wer sich also durch das Buch arbeitet, wird vielfältige und nuancierte Einblicke in die Lebenswelt unserer neuen Mitbürger gewinnen und – so ist zu hoffen – manches Vorurteil überwinden können. Er wird auch erkennen, wie stark Religion und Kultur im Islam verwoben sind, während bei »uns« Religion aus dem täglichen Leben so gut wie verschwunden ist.

Bruno Sandkühler